

I Patriotisch oder nationalistisch? Versailles, Weimar und die linke Intelligenz

1 Rückblick zur Erinnerung

Von Weimar-Deutschland trennen uns scheinbar nur acht, neun Jahrzehnte. In Wahrheit trennt uns von der ersten deutschen Republik und ihren Menschen eine Welt. Das ist, auf einen knappen Begriff gebracht, der Befund der umfangreichen Studie zur Mentalität der Weimardeutschen, mit der ich den ersten Teilband eingeleitet habe, um so die Handlungen und Unterlassungen der weimarischen Linksintelligenz verständlicher zu machen.

Bei diesem Querschnitt haben wir die Atmosphäre der Elternhäuser, von Adel und Großbürgertum bis zum Proletariat, kennengelernt, haben einen Blick in die Schulen geworfen, die Ansichten von Lehrern und Parlamentariern zu Erziehungsprinzipien, -zielen und -methoden erkundet. Ebenso haben wir betrachtet, auf welche Weise Bürger und Behörden miteinander umgegangen sind. Freilich sollte man besser sagen: Untertanen und Obrigkeiten, denn an ungezählten Beispielen, banalen aus dem Alltag und politisch unmittelbar relevanten, sind wir der starken Prägung des zivilen Lebens durch militärisch-militaristisches Verhalten genauso gewahr geworden wie des Weiterbestehens eines hierarchisch gegliederten Wertesystems. Wiewohl die republikanische Staatsform egalitäres Denken und Handeln voraussetzte, dachte und handelte der weit überwiegende Teil der Bevölkerung nach altüberlieferten elitären Prinzipien. Dies gilt nicht eben selten auch für politische und kulturelle Repräsentanten des neuen Staates. Politisches Wollen und mentale Prägung klafften auf bisweilen groteske, stets aber folgenreiche Weise auseinander.

Sodann haben wir uns mit den Reaktionen auf den verlorenen Weltkrieg beschäftigt und mit dem Verhältnis der damaligen Deutschen zu den entmachteten Obrigkeiten von gestern, den entthronten Fürsten und den militärischen Anführern, die den Krieg verloren hatten. In weiteren Kapiteln haben wir kollektive Abneigungen, Abwehrhaltungen und ausgesprochene Phobien Revue passieren lassen (damit unausgesprochen auch die jeweiligen positiven Gegenbilder): das Verhältnis zu Fremden und Fremdartigem, seien dies nun Ausländer gewesen, einheimische Minderheiten, ungewohntes Sexualverhalten, neue Lebensweisen, Kunstformen oder wissenschaftliche Lehrmeinungen. Bei all diesen Topoi sind wir fast durchweg auf die nämlichen Phänomene gestoßen, allenfalls auf Varianten oder auf – der spezifischen Materie geschuldete – verschiedenartige Ausprägungen derselben Grundmuster, was denn auch zu fast refrainartig wiederkehrenden, gleichartigen Befunden geführt hat.

Ob man nämlich bei der weimarischen Mentalität von obrigkeitsstaatlichem Behörden- und untertänigem Bürgerverhalten spricht, von ziviler Militärfrömmigkeit oder gesellschaftlicher Militarisierung, ob man die Erziehung in Elternhaus und Schule traditionsverhaftet oder repressiv, den Antisemitismus oder die Affektationen gegen die künstlerische Moderne als Regression oder als Rückständigkeit deutet, die nationalistischen Obsessionen und die frühe Bigotterie im Sexuellen als Projektionen oder als Tabuierung verdrängter Sehnsüchte und Bedürfnisse: Stets ist die autoritäre, wenn nicht

totalitäre Tendenz und Substanz dieser Manifestationen unverkennbar. Betrachtet man den historischen Kontext, so kann das auch schwerlich verwundern. Die Deutschen waren vom Obrigkeitsstaat jahrhundertlang zum Parieren gedrillt worden, doch nun sollten sie, buchstäblich über Nacht, ihr Geschick in die eigenen Hände nehmen, sollten selber entscheiden und verantwortlich handeln. Damit waren sie überfordert, ganz einfach, weil sie darauf nicht vorbereitet waren. Zu eigenem Wollen hatte sie niemand erzogen. In das Neue, das die Republik war, konnte man sich allenfalls fügen, doch konnte man es nicht klarblickend formen. So muß man, einigermmaßen folgerichtig, als beinahe konstitutives Element einen Mangel an politischem Realitätssinn konstatieren, die Absenz des Blicks für das unter gegebenen Umständen jeweils Mögliche und Erreichbare, ferner die fehlende Bereitschaft und Fähigkeit zu Kompromiß und Konsens. Ist letzteres ein Merkmal der autoritären Mentalität, so resultiert das erste aus weitgehender Unwissenheit in fast allen politischen Fragen. Sie war charakteristisch für den von ›oben‹ gelenkten und geleiteten Untertan. Wenn also vom Bürgertum der wilhelminischen Epoche gesagt wurde, es sei »von Herzen unpolitisch« gewesen (Christian Graf von Krockow), dann meint dies, es habe kein eigenes Urteil besessen, sei aber von nationalistischen Emotionen erfüllt gewesen. Ihnen hat die Niederlage von 1918 mitsamt dem Frieden von Versailles eine noch größere Schubkraft gegeben, bis hin zur völligen Verkennung und Verleugnung der Realität.

Auf diesem gesamtweimarischem Hintergrund haben wir die literarische Intelligenz im ausgehenden Kaiserreich betrachtet, aus der sich die intellektuelle Linke der Republik rekrutierte, später dann das literarisch-intellektuelle Exil. Diese »Geistigen«, wie sie sich bis tief in den Ersten Weltkrieg vorzugsweise nannten, stammten fast ausnahmslos aus bürgerlichem Milieu. Von seiner Lebensatmosphäre und seinem Habitus hatten sie sich, unter oft starken Affektbekundungen, gelöst, indes darf dieser primär ästhetisch motivierte und artikulierte Protest nicht darüber hinwegtäuschen, daß die »Geistigen« in dem uns hier zentral interessierenden Punkt sich keineswegs von ihren Elternhäusern emanzipiert hatten: Die gegen die muffige Welt der Väter aufbegehrenden Söhne waren genauso von Herzen unpolitisch wie jene. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gilt für sie alle, was Alfred Döblin im hohen Alter rückblickend über das Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg sagte: »Damals galt uns Politik gar nichts. Sie war der Alltag. Sie war eine Angelegenheit der Spießer. Gegen Musik und Literatur kam sie nicht auf.« [1]

Wir haben sodann die wichtigsten Spielarten dieses »unpolitischen« oder »antipolitischen« Künstlertums (mitsamt seinen unbewußt gebliebenen politischen Unterströmungen) charakterisiert, und natürlich haben wir auch über die verschwindend wenigen Autoren gesprochen, die davon eine Ausnahme machten und sich mit politischen Themen und Stoffen auseinanderzusetzen suchten. Was sie auszeichnete, war ein genuines Interesse an der Politik, dem allerdings kein auch nur annähernd großer politischer Sachverstand gepaart war. An seiner Stelle figurierten entweder philosophisch-ideologische Setzungen (so bei Heinrich Mann) oder eine vorwiegend gefühlsmäßig begründete Opposition gegen das Juste Milieu der Herrschenden (so etwa bei Kurt Tucholsky).

Damit sind die wichtigsten Namen dieser Handvoll einzelgängerischer Außenseiter unter den »Geistigen« auch schon genannt. Trotz der spürbaren Defizite ihrer politischen Stellungnahmen hat dies verlorene Häuflein die Probe bestanden, auf die der nationa-

listische Rausch der Deutschen im Ersten Weltkrieg ihre Gesinnungen und Meinungen stellte – untadeliger jedenfalls, als der große Haufen der aus vornehmlich ästhetischen Gründen gegen die wilhelminische Ära (und insbesondere gegen ihre Elternhäuser und Väter) sich Auflehrenden. Wir haben beispielsweise gesehen, daß sich etwa 90 Intellektuelle kriegsfreiwillig gemeldet hatten. Zuallermeist junge Menschen, hatten sie eben noch gegen die von Staat und Gesellschaft sanktionierten Ideale, Lebensweisen und Lebensziele rebelliert, um sich nun, paradox genug, für einen Krieg zu begeistern, der für die Erhaltung und Festigung einer verachteten und gehaßten Ordnung geführt wurde. Wir haben den Chauvinismus geschildert, den die »Geistigen« mit den Deutschen aller Klassen und Schichten teilten, und haben ihn an charakteristischen Beispielen darauf untersucht, weshalb ihm auch und gerade die sich kritisch dünkenden Intellektuellen so massenhaft erlagen. An Arnold Zweig und Thomas Mann hat sich dabei besonders plastisch zeigen lassen, daß dahinter vor allem die Hoffnung stand, der Krieg werde einer Versöhnung zwischen dem Volksganzen und den Intellektuellen den Weg ebnen und so ihr gesellschaftliches Außenseitertum beenden. Solche Erwartungen bildeten, ob bewußt oder nicht, den Kern der intellektuellen Kriegsbegeisterung, womit auch gesagt ist, daß sie mit einer Politisierung nichts zu tun hatte. Die nationalistische Uniform, mit der das sozusagen berufsständische Interesse bekleidet wurde, war zwar subjektiv aufrichtig gewählt, objektiv aber lediglich die Gefühlsreaktion von Unpolitischen auf propagandistische Appelle, deren Tatsachengehalt und Berechtigung sich dem Urteilsvermögen entzog.

In die Richtung einer (späteren) Politisierung weisen dagegen die zahlreichen Behauptungen, mit denen nachmalige Linksintellektuelle und ihre Biographen post festum versucht haben, ihren anfänglichen Bellizismus partiell zu relativieren und öfter noch zur Gänze zu vertuschen. Wir haben eine ganze Reihe dieser auf linke bzw. pazifistische »Korrektheit« frisierten politischen Viten kritisch beleuchtet und sind dann den verschlungenen Wegen nachgegangen, auf denen sich im Laufe der Zeit die tatsächlichen Annäherungen an die terra incognita des Politischen vollzogen haben. Diese selten geradlinigen, meist widerspruchsvollen und gelegentlich sogar verworrenen Entwicklungsprozesse sind an einer Vielzahl von Einzelfällen präsentiert worden. Dabei haben wir die jeweilige persönliche Situation betrachtet; die Voraussetzungen, die die Betroffenen allenfalls mitbrachten; das »Erweckungserlebnis« resp. die Erfahrungen, durch die sie politisiert wurden, und – natürlich – Richtung und Ziel des Weges, den sie einschlugen. Dabei ergab sich, aus der Sache selbst und ohne daß es beabsichtigt gewesen wäre, eine sehr breit gefächerte Palette individueller Entwicklungen. In etwa entspricht sie dem politischen Spektrum der republikanischen Jahre. Auffällig war an diesen Selbstverständigungsprozessen vielmals, wie stark sie vom Zerfall der traditionellen Wertordnungen und gesellschaftlichen Hierarchien beeinflußt oder bestimmt waren. Schon bei den ersten tastenden Orientierungsversuchen wird oft das Bedürfnis nach einem neuen überpersönlichen Halt sichtbar, nach Nestwärme und Geborgenheit in einer neuen und notabene besseren Gemeinschaft, als die althergebrachte es war. Diese Sehnsüchte und die aus ihnen erwachsende Aufbruchsstimmung waren schon geraume Zeit da, bevor ihnen noch die Ereignisse des Novembers 1918 die Möglichkeit gaben, sich zu entfalten und öffentlich zu artikulieren.

Im ersten Teilband haben wir die Darstellung meist bis zu diesem zeitlichen Einschnitt herangeführt. Nur in wenigen Fällen – wo nämlich der individuelle Politisierungsprozeß es zwingend gebot – sind wir gravierend über die Trennlinie von Waffenstillstand und deutscher Revolution hinausgegangen. Bei ihr setzen wir nun wieder ein, genauer: bei eben diesem politischen Geschehen, dessen Folgen und Erfordernissen die Intellektuellen wie alle anderen Deutschen einigermmaßen unerwartet gegenüberstanden. Wie reagierten sie darauf? Für welche Staatsform traten sie nach dem Sturz der halbabsolutistischen Monarchie ein? Fast gleichzeitig war über die Annahme oder Ablehnung des von der Entente diktierten Friedensvertrages zu befinden, und es war diese außenpolitische Entscheidung, die für die inneren Gestaltungsmöglichkeiten überhaupt erst den Grund legte. Eine Wahl zwischen Ja und Nein hatte das Deutsche Reich bei Verhandlungen mit den Gegnern freilich nur der Form nach. Die Kriegsblockade sollte ja erst aufgehoben werden, wenn es den diktierten Frieden unterschrieben und die darin verhängten Gebietsabtretungen, Reparationszahlungen usw. anerkannt hatte. Ausgepowert und erschöpft, wie das Land war, wäre es bei weiterhin ausbleibenden Lebensmitteln- und Rohstoffimporten nach einem Nein vollends zugrunde gerichtet worden.

Die deutsche Bevölkerung war schon auf die Niederlage nicht vorbereitet gewesen. Die Härte des Versailler Friedens machte sie fassungslos, und die Intellektuellen, die gegen ihn protestierten, waren durchaus das Sprachrohr der überwältigenden Mehrheit. Am verhaltensten hat sich noch der Schriftsteller geäußert, der als einer von ganz wenigen das Recht zu lautem Protest gehabt hätte: Heinrich Mann konstatierte ganz en passant, »der Fluch des Sieges« [2] halte die in ihrer »Siegesgier wenig wahrhaftige« Entente gefangen. Die Proteste der anderen waren lauter, hatten allerdings einen Schönheitsfehler. Sie litten an einem Gedächtnisschwund, auf den Hermann Hesse schon Weihnachten 1918 in einem Brief aufmerksam machte: »Daß die Feinde sich jetzt gegen uns ebenso benehmen, wie unsere Regierung sich gegen Belgien, Polen, Rußland, Litauen etc. benommen hat, ist für uns unangenehm, aber nicht verwunderlich. Daß Franzosen und Engländer edlere Menschen seien als wir, dürfen wir von ihnen nicht erwarten.« [3]

Hesse spielte auf die deutschen Herrschaftspraktiken in den während des Krieges besetzten Gebieten und auf deren rücksichtslose wirtschaftliche Ausbeutung an, vor allem aber auf die vom Kaiserreich beabsichtigten Annexionen. Die Imperialisten der Entente vollzogen an Deutschland also nur, was ihre imperialistischen deutschen Gegenspieler bereits im Kriege getan hatten und was sie nach dem Siege hatten tun wollen. Beides war zweifelsfrei Unrecht, und es wurde nicht schon dadurch Recht daraus, daß die Entente lediglich Vergeltung übte. In der Sache waren die deutschen Proteste gegen das Friedensdiktat vollauf berechtigt. Angesichts der Folgen, die sie zeitigten, wird man auf die Pariser Vorortverträge insgesamt das bekannte Wort Talleyrands anwenden dürfen: Derartiges sei schlimmer als ein Verbrechen, nämlich eine Dummheit.

Nach dieser Klarstellung des objektiven moralisch-juristisch-politischen Sachverhalts bleibt freilich festzuhalten, daß uns Hermann Hesses Bemerkung einen Maßstab liefert. Nicht für die Berechtigung der deutschen Proteste, wohl aber für manchen deutschen Versailles-Ankläger, der Unrecht erst dann Unrecht nannte, wenn es ihn selbst traf. Wer den deutschen Annexionismus gebilligt oder schweigend hingenommen hatte, war kein glaubwürdiger Verteidiger der deutschen Interessen. Bezeichnenderweise fehlte denn

auch in den Protesten der Schreibtischkrieger von gestern jedweder Hinweis auf die vom Kaiserreich geschaffenen Präzedenzfälle. Vielmehr strotzten gerade sie von einem unerschütterbar guten Gewissen. Ob nun der einstige Dichterkriegsfreiwillige Richard Dehmel in einem von vielen Autoren mitunterzeichneten *Warnruf* den Sieg der Entente einen »Triumph der fremden Plutokratie« nannte und die geplante Friedenskonferenz einen »Sklavenmarkt« für Deutsche [4], ob Gerhart Hauptmann seinen »heiligen Zorn« über die »entsetzliche Prozedur« artikulierte, »der wir, der deutsche Name, das deutsche Volk auf der Folterbank von Versailles unterzogen worden sind« [5]: Ganz unreflektiert und ungehemmt führten bei solchen Manifesten dieselben Aggressionen die Feder wie bei den chauvinistischen Ergüssen der Kriegsjahre; auch damals waren die Deutschen ja das unschuldige Opfer fremder Tücke gewesen ... Thomas Mann griff bei seinem öffentlichen Protest gegen Versailles sogar zu rassistischen Beschimpfungen, die er – bis dahin wenigstens – der Intimität seines Tagebuchs vorbehalten hatte. Georges Clemenceau war gemeint, der französische Kriegspremier und in Versailles der Hauptverfechter eines harten Friedens, den Mann, seine Ausführungen krönend, angriff: »Es ist zu bemerken, daß der *französische Greis*, dessen Lebensabend durch diesen Frieden verschönt wird, *Schlitzaugen* trägt. Vielleicht hat er irgendein Blutsanrecht darauf, der abendländischen Kultur den Garaus zu machen und der slawischen Mongolei den Weg zu bereiten.« [6] Ob die einer Pressekorrespondenz übergebene Stellungnahme die Weltöffentlichkeit erreichte? Sie hätte dort nur kontraproduktiv gewirkt. Bei den Lesern der deutschen Rechtspresse hingegen durfte Thomas Mann auf Beifall rechnen, und hier ist sie auch vorzugsweise gedruckt worden, etwa von den Zeitungen des Hugenberg'schen Scherl-Verlags, sowohl von dem seriös sich gebenden *Tag* als auch vom *Berliner Lokalanzeiger*, dem populären Kleineleuteblatt, welches Siegfried Jacobsohn die Zeitung »für die Idioten der Reichshauptstadt« zu nennen pflegte. Im Scherl-Hugenberg'schen *Tag* meldete sich auch Alfred Kerr mit einem Protest zu Wort, und wie bei seinen heroischen Expektorationen im Herbst 1914 benutzte (oder mißbrauchte) er auch jetzt eine Theaterkritik für seine politischen Absichten; mit dem *Biberpelz*, dessen Neuinszenierung er besprach, hatte es nämlich nichts zu tun, wenn Kerr sich durch die Meldung beleidigt fühlte, daß Trier und Aachen deutsch bleiben sollten: »Auch das Feststellen solcher Dinge, die man uns lassen will, kann wie eine Gemeinheit anmuten ...« Des weitern klagte er über den wahrscheinlichen Verlust der deutschen Handelsflotte (»die schönste des Erdballs«) und erzählte, was ihm geschrieben worden war: »Im schlesischen Gebirge läuten (Briefe melden das) die Glocken stundenlang Alarm, der Besitz wird vergraben, die Töchter fortgeschafft – vor dem Tschechenüberfall. Um drei Millionen analphabetischer Serben in Österreich ging ein Weltgebrüll, ein Stück Weltkrieg los ... drei Millionen Deutscher in Böhmen sind eine Kleinigkeit; Nebensache. Das ist: Neuordnung. Ein Wahnsinnsfriede gegen Deutschland wird vorbereitet. [...] Von Geistern, die nichts zulernen.« [7] Im dunkeln blieb freilich, was Kerr hinzugelernt hatte; slawophobe Gefühle findet man jedenfalls schon in seiner Kriegslyrik.

Wie Mann und Hauptmann protestierte Kurt Tucholsky unmittelbar vor und kurz nach der Unterzeichnung des Vertrags durch die deutschen Bevollmächtigten. Er bediente sich dabei stets der Versform. Als Forum wählte er mehrfach den *Ulz*, die seinerzeit von ihm redigierte humoristische Beilage des *Berliner Tageblatts*, aber nur einmal die *Weltbühne*. Dem patriotischen Taumel von 1914 war Tucholsky nicht erlegen,

vielmehr hatte er zu den wenigen Intellektuellen gehört, die den Krieg von Anfang an ablehnten. Das hatte ihn jedoch nicht daran gehindert, aus kraß egoistischen Motiven von ihm zu profitieren, was immer sich von ihm profitieren ließ. Bei seiner späteren vehementen Kritik an der Korruption im kaiserlichen Heer war er über sein eigenes Verhalten mit behutsamem Schweigen hinweggegangen. [8] Es ist also trotz seiner stets heftigen Attacken auf den deutschen Militarismus nicht allzu verwunderlich, daß auch bei seinen Stellungnahmen zu Versailles jeder relativierende Hinweis auf deutsche ›Vorbilder‹ für die Entente fehlt. Obwohl sich Tucholskys Einlassungen im Ton von denen der zuvor zitierten bisweilen deutlich unterscheiden, spricht auch aus ihnen vor allem das verletzte nationale Gefühl.

Lediglich in der *Weltbühne* hat er sich dabei eine gewisse Zurückhaltung auferlegt. Nur hier hat er sein Publikum darauf vorbereitet, daß man den Vertrag kaum werde ablehnen können – »Werden wir also nicht unterschreiben? / Wird uns was andres übrig bleiben?« –, doch diese Einsicht in die deutsche Zwangslage änderte nichts an Tucholskys nationaler Empörung: »Deutsches Land geht in fremde Hände. / Goldablieferung. Weltenwende.« Oder: »Wir: nur Verlust. Sie: nur Gewinn.« [9] In den im *Ulk* veröffentlichten Texten hat Tucholsky sich noch eindeutiger geäußert und die Gefahren beschworen. »Bedenkt: der Panter mit den scharfen Tatzen / spielt jetzt mit uns. Er tastet nach dem Rhein ...« [10] Brachte er hier des Spießerstammtsichs höchstes (Lied-) Gut ins Spiel, so forderte er beim nächsten Mal zu einer Art passivem Widerstand auf: »Reißen sie dem deutschen Haus / auch den letzten Grenzpfahl aus: / Trotz den feindlichen Gewalten –! / Stange halten! Stange halten!« [11] Nachdem die deutsche Delegation unterschrieben hatte, ging Tucholsky zum offenen Angriff über. Die erste Strophe des *Friede?* betitelten Gedichts kann als Beispiel genügen:

»Ihr schlagt den Besiegten kurz und klein
und laßt ihn verdorren und sticken.
Ihr raubt an der Weichsel und am Rhein,
wir sollen ein Amen euch nicken.
Ihr sprecht vom Säbel und seiner Gefahr,
von teuflischen deutschen Listen,
die Schuld am Kriege sei klipp und klar –
Und ihr?
Die dicksten Imperialisten!« [12]

Ob Tucholsky die von der Entente behauptete deutsche Alleinschuld am Kriege bestritt? Die Verse sind in diesem Punkte kryptisch. Sicher ist nur, daß er die Schuldfrage mit dem »Imperialismus«-Vorwurf an die Adresse der Sieger verknüpfte. Damit gab er seiner Ablehnung des Vertrags eine etwas rationalere Basis, als die Beschwörung der nationalen Gefühle es war.

Tatsächlich stand er auf einer Trennlinie, die auch die intellektuellen Versailles-Gegner schied. Bei ihrem sozusagen rechten Flügel war von deutscher Schuld oder Mitschuld so gut wie nie die Rede, beim linken wurde die Alleinschuld bestritten, die Mitschuld aber eingestanden, bei gleichzeitiger Abgrenzung gegen die nationalistischen Neinsager. So hat es beispielsweise die Deutsche Friedensgesellschaft im Juni 1919 bei ihrem ersten Kongreß nach dem Kriege gehalten. Ihr Vorsitzender Ludwig Quidde prognostizierte eine Bewegung, »die die Bedingungen dieses Friedens mit den alten Mitteln der Macht, den

alten Mitteln der Gewalt beseitigen wollen wird«. Vor diesen »Herolden des Vergeltungskrieges« warnend, setzten Quidde, Harry Graf Kessler, Carl von Ossietzky, Hellmuth von Gerlach und andere führende Pazifisten eine Entschließung durch, deren wichtigster Punkt die Ablehnung des Versailler Vertrags war: »Die Versammlung protestiert, ohne die schwere Schuld Deutschlands am Kriegeausbruch zu verkennen, gegen die Versailler Friedensbedingungen.« Das wurde mehrheitlich beschlossen, freilich gegen die Stimmen einer von dem später klerikal-faschistischen Philosophen und Pädagogen Friedrich Wilhelm Foerster angefuhrten, inspirierten und vom Ausland finanzierten frankophilen Minderheit, die den Vertrag akzeptierte, weil er eine »Chance zu deutscher Selbstbesinnung und Pazifizierung« biete. Im selben Sinne argumentierte ein sozusagen frischgebackener Pazifist, der noch wenige Jahre zuvor den Prventivkrieg propagiert und abenteuerliche Annexionsplne skizziert hatte: Maximilian Harden. [13] Gerlach, Kessler und Quidde gehörten sämtlich der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) an, repräsentierten also den liberalen Teil der bürgerlichen Intelligenz.

Ernst Toller, damals Vorsitzender der Unabhängigen Sozialdemokraten in Bayern, stellte seine und seiner Freunde Ablehnung des Friedensvertrags in den Kontext einer generellen politischen Wegweisung. Auch für ihn stand die »schwere Schuld der deutschen Regierung am unmittelbaren Ausbruch des Krieges« fest, nicht minder freilich, daß die »tiefere Schuld [...] im Kapitalismus, im Imperialismus, also auch bei den Ententelndern« zu suchen sei: »Eine Bestätigung dafür finden wir in der gegenwärtigen Haltung der Ententeregierungen ... Zweierlei kann festgestellt werden. Erstens beweisen Clemenceau und Kollegen, daß die von ihnen aufgestellten »Ideale« nicht zwingend genug sind, um sie selbst zur Gefolgschaft zu veranlassen. [...] Zweitens, die Ideale selbst, als da sind bürgerlich-kapitalistische Demokratie, Parlamentarismus, haben Fiasko erlitten und bieten sich in schonungsloser Nacktheit als unwahr und Stützen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung dar.« Nach dieser zweiten Feststellung war es nur konsequent, daß Toller ein sofortiges Bündnis mit der Sowjetunion verlangte, als erste Station auf dem Wege zur »Revolution des Weltproletariats«. Sie allein könne den wahren Frieden schaffen, nicht durch einen Völkerbund der Regierungen, sondern durch die »sozialistische Gemeinschaft der Menschheit, äußerlich gebunden durch eine Wirtschaftsordnung, die jedem Volk und jedem einzelnen ein Existenzmaximum gibt, innerlich gebunden durch den Geist der Verantwortlichkeit, der Liebe und des gegenseitigen freudigen Sichhelfens«. [14]

In der Front der Versailles-Gegner vertritt Toller die Richtung eines utopischen Radikalismus, der die tatsächlichen politischen Verhältnisse weitgehend außer acht ließ. Der Publizist Theodor Wolff bildet dazu den Gegenpol. Er legte die realen Verhältnisse zugrunde, und es waren die vorhersehbaren innen- und außenpolitischen Folgen, deswegen er den Vertrag ablehnte und die deutsche Unterschrift fast bis zum letzten möglichen Augenblick zu verhindern suchte. In seinen vermutlich auf präzise Tagebuchaufzeichnungen gestützten Erinnerungen hat Wolff die Kämpfe auf offener Bühne und das verbissene Tauziehen hinter den Kulissen geschildert, an dem er beteiligt war, und dabei mehrfach auch die Motive seines Widerstandes genannt:

»Daß Friedensbedingungen, die ein Land willkürlich zerreißen, auf lange Zeit hinaus ein großes Volk fesseln, ihm unentbehrliche Lebensquellen nehmen und somit ewig reizbare Wunden erzeugen würden, nicht nur verwerflich seien, sondern auch verworfen werden müßten, war uns klar.

Jede natürliche Empfindung lehnte sich dagegen auf, und ebenso sehr jede politische Vernunft. Wenn die deutsche Republik, schon mit dem Waffenstillstand belastet, auch noch den furchtbarsten Friedensvertrag hinnahm, dann brachte sie aus der Geburtsstunde eine unheilbare Krankheit ins Leben mit. Wie der Oswald der *Gespenster*, der für die väterlichen Sünden büßt.«

Und an ihnen zugrunde geht, denn das widerfährt der Gestalt in Ibsens Drama. Wolff wußte, daß der neue demokratische Staat viel zu schwach war, zu wenig Rückhalt in der Bevölkerung besaß, um einer solchen Belastung standzuhalten. War dies der innerdeutsche Aspekt, so lagen die außenpolitischen Konsequenzen auf der Hand:

»Auch wenn ich mich bemühte, die Dinge vom Standpunkt der Gegner aus zu sehen, mich in die Interessensphäre Frankreichs und der anderen zu versetzen, kam mir ein Friedensvertrag, der so tief in das Fleisch und in die Seele des deutschen Volkes hineinschnitt, falsch, grauenhaft unsinnig vor. Für wie lange glaubte man denn, mit der Uhr in der Hand, die erhofften Wirkungen eines zerschmetternden Friedens berechnen zu können? [...] Ich erinnere mich, daß ich in jenen Tagen dem Vertreter einer großen französischen Zeitung sagte: ›Es ist doch nur zweierlei denkbar – entweder ihr müßt Deutschland zerhacken, abwürgen und für mindestens hundert Jahre wehrlos machen, oder ihr müßt es durch einen Freundschaftsvertrag an euch binden und euch so die Sicherheit und die Machtstellung verschaffen, die ihr mit Recht beansprucht und die ihr braucht. Und da es nicht möglich ist, Deutschland abzuwürgen – denn es würde immer wieder aufleben – so sollte kühle und klare Überlegung euch davon abhalten, durch irrsinnige Friedensbedingungen den Weg zur Freundschaft, zur Entente, zu versperren.«« [15]

Es war noch beschwörend gemeint, wenn Wolff den diesen Geboten der Vernunft unzugänglichen französischen Premier Clemenceau vor der Vertragsunterzeichnung den »größten Feind Frankreichs« nannte. [16] Als der Hasser sich mit seinem Oktroi durchgesetzt hatte, fällt Wolff das Verdikt über die Sieger: »Daß in ihnen das Recht triumphiere, erkennen wir nicht an. Sie sind nicht die Adler der Weltgeschichte, sondern nur eine Schar von niederen Raubvögeln, die sich in die Beute teilt.« [17]

In summa: Auch bei den »progressiven« Weimarer Intellektuellen ist Versailles nur von einer verschwindenden Minderheit positiv beurteilt worden: von einigen wenigen um Friedrich Wilhelm Foerster [18] gescharten Pazifisten, die in dem Diktat eine Chance zur Selbstbesinnung und Wandlung der Deutschen zu sehen behaupteten; ferner von dem wendungs- und windungsreichen Maximilian Harden, der nun ebenso emphatisch zur Buße aufrief, wie er im Frieden zum Entscheidungskrieg gedrängt hatte. Nicht einmal Heinrich Mann hat sich für diesen Frieden ausgesprochen, allerdings hat er auch nicht gegen ihn protestiert. Mag sein, daß dieser lebenslange Bewunderer eines zeitlos idealen Frankreich durch die brutale Konfrontation mit dem realen Frankreich seiner Tage verstört wurde, indes ist auch nicht auszuschließen, daß der große Verächter der politischen Praxis [19] so recht nicht erkannte, womit er es da zu tun hatte.

Wir sahen, daß ein Gutteil der intellektuellen Versailles-Gegner sich von seinen national(istisch)en Emotionen hat leiten lassen. Ganz ungewollt haben aber auch jene das nationale Element oder Segment des Widerstands verstärkt, die aus politisch rationalen Gründen den Vertrag ablehnten. Angesichts des Chauvinismus der Entente war das unvermeidlich. Die Sieger nötigten den verständigungsbereiten Deutschen die Gemeinschaft mit den Revanchisten geradezu auf. Indem sie jedweden Widerspruch als »deutsche Verstocktheit« denunzierten, setzten sie die Deutschnationalen ins Recht, die der Entente seit je nur das Schlechteste zugetraut hatten. Im August 1919 schon hat Emil Julius Gumbel die innenpolitischen Folgen skizziert – ein Mann, den die Kriegs-

Deutsche Exilliteratur 1933-1950

Band 1: Die Vorgeschichte des Exils und seine erste
Phase, Band 1.2: Weimarische Linksintellektuelle im
Spannungsfeld von Aktionen und Repressionen

Walter, H.-A.

2017, VIII, 755 S., Hardcover

ISBN: 978-3-476-00614-1